

John Ritsch philosophirt.

Ueber die Schädlichkeit höherer Bildung. — Dr. Osler's Theorie widerlegt. — Ungerechtigkeiten gegen die „Prominenten“. — Die Ansicht der Frau Ritsch.



Mister Ebitzer! Ich dank's Meinem Vadder seliger Geist noch, daß er Mir nie hot lerne losse, wo zwar allerdings auch Tee-Veranlassung derzu war, denn Ich war e gtemlich schmarter Bub, un bei Uns berbeem wern blos Bube, wo so dumm sein, daß mer sie uff'm Feld un im Haus, ober bei die Gäl nit nit bruche kann, zum Siu- birtin geschickt.

Ich wech nit, ob des hier auch so is, awiewer wann es so is, dann thät des vielleicht derfor ätaunte. Nämlich, daß, wann emol e Mann was ganz er- zeptschenell er- tra Saubummes segl, es allemal e Studierter von Seins- gelehrtet un Professor von sein- tiffit Kallebsch-Juniwörst is, wo es segl. Es hot zwar auch der dümmste Mensch emol en schmarte Gedante, dann, wie unser Religionlehrer drausse immer gefagt hat, „Der Herr löst Gras machse auf die dürrste Fesse“.

Nämlich von wege dem Professor Osler. (E Datter soll er nebebei auch noch sei.) Die hawwe es doch jeds- falls gelese, was der gefagt hot von wege derich Johr un von wege selgig Johr. Nämlich, es is Alles e bide Wäg, was er segt, un biseits: Des ver- bitt Ich Mir!

Oder is vielleicht des Geld, wo Ich gespendet hen, seit Ich verich Johr alt war, die Leit, wo es getriegt hawwe, nit nützlich gewese? Un sein Ich heint, wo Ich doch schon päst Selgig ein (sobwohl des leenwiesche was angeht) Präsident von so un jo viel Vereins un Vorsigende von Kleine Rath? Is des vielleicht nit nützlich? Un der New Yorker Tschalli is auch schon iwwer Selgig un der Imperer William, wo fogar mit iwwer Siwoiczig un iwwer Achtzig noch Urgröhpater geworn is, un der Senatler Platt, wo mit auch schon iwwer Selgig wege Brietsch of Promis gefucht worn wär, un der Molte, wo als alter Greis noch die Mensch (es wär'n allerdings klos Fremtschmen) bei die Jentafens- chot tulle losse, bei es uff e Pa- pierche uffgeschriwwe ze hawwe, wo es gemacht wern muß, wo immer in sein Schreiftisch in der owerste Schublade rechts (ober in der unerste links) gelege hot, un der Senatler Depes, wo (Gott sei Dank allerdings blos nach'm Effe) in sein hohe Alter immer noch so rüstige Spietisches hält mitaus Auggläser ze juhse, un der Först Bismard, wo als Siwoicziger noch so rüstig war, daß der junge Imperer die größte Gewalt hot juhse müsse, un ihn los ze wern, war'n die vielleicht nit nützlich? Un der Pelz- lappe-Billy un der Dörre Quetsche- hannes un der Schambettist un der Hesse = Hannes un iwwerhaupt die ganze Bude sein schon alle weit iwwer Verich, un des is doch der beste Prib!

Wso wie kann so e Mensch wie der Dr. Osler nor so was Saubummes fage? Des heist, e schmarter Kerl is er doch un Recht hot er auch. Nämlich for en Professor is nit so gut for sei Büsche, als wenn er was recht Dummes segt. Was Gescheid's wolle die Leit ja gar nit hör'n. Da mühte sie erst driiwier nachdente. Wenn awiewer e Mann es fertig bringt, daß alle Mensch denke, sie wär'n viel schmarter wie er un er wär viel dümmmer wie sie, da is er schur, sehr schnell in Fätschen un in poblit Fävor ze timme.

Awiewer, was Mich derbei ärgert, Mister Ebitzer, des is die Antschöpfli- berdo. Wann so e Juniwörst-Pro- fesser von eme Kallebsch was recht Dummes segt, da nimmt es in's Pa- pier un es werd e großes Wesens un Uffhebens berdo gemacht. Wann awiewer e Prominenter was noch so Dummes segt, da gibt ihm tee Mensch Kredit derfor un Jeder hält es for selbst- verständlich un es is die Antschöpfli berdo.

Ihne des Nämliche wünschend Mit Rigards Yours

John Ritsch, Es. Ober hot vielleicht der Dr. Osler mit seiner Nimart die Frauenzimmer gemeent? Dann hätt' des von wege der uffhörende Nützlichkeit schon eger en Sinn.

Des heist die Alti, die denkt des Ge- setheil. Sie meent, der Datter Osler hätt' absolult Recht un zwar in Ri- gard zu die Mannsleit, blos, meent sie, vom Uffhören der Nützlichkeit lönt nit iwwerhaupt tee Red sei, indem die Mannsleit ihr ihr ganzes Lebe lang nit nutz wärn.

Der Obige Esq.

Umschreibung. „In der neuen Oper war doch mach' Ergreifendes — nicht?“ — „Ja, aber noch mehr Ergreifenes!“

Ein hundertjähriger Officier.

Am 8. Februar, Freitag der Dohen der französischen Armee, Major Desmarests, das Fests seines hundertsten Geburtstages in Melun. Der „Gaulois“ berichtet folgendes: „Desmarests ist ein mittelgroßer Greis mit schnee- weißem Haupthaar und Ankelbart und schreitet ohne Stock aufrecht ein- her. Mit 27 Jahren erst wurde er Soldat im 30. Infanterie-Regiment, erhielt 1840 die Leutnants-Épauletten, ging nach Afrika und lehrte 1848 zu- rüd. Im gleichen Jahre erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion, weil er bei einem Bründeneinsturz seinen Oberstleutnant vom Tode des Getrimens rettete. Dann machte er den Krimkrieg mit, betheiligte sich an den Schlachten der Alma, bei Inkermann und der Bela- gerung von Sewastopol und wurde beim Sturm auf den Malatoff von ein- stürzenden Mauern so begranen, daß nur noch sein Kopf sichtbar war. Als Major beitrachte, nahm er sodann an italienischen Feldzüge Theil und wurde bei Magenta verwundet. Im Jahre 1870, nachdem er einige Jahre vorher seinen Abschied genommen hatte, organi- sierte er eine Freischützlerkompanie und theilte trotz seiner 65 Jahre die Strapazen seiner Abtheilung im Osten von Frankreich und später in der Nor- mandie und erhielt durch den Lanzen- stich eines Ulanen eine ziemlich ge- fährliche Verwundung. Die Brust des Greises schmücken das Offizierskreuz der Ehrenlegion und des italienischen Mauritius- und Lazarus-Ordens, so- wie die sardinische Tapferkeitsmedaille. Lächelnd erzählt der Greis, daß er nie gerauscht, keinen Absinth getrunken und nicht — geerathet habe! Diesen drei Dingen verbannt der Jubilar nach sei- ner Ansicht einzig und allein sein lan- ges Leben. „Der Offizier soll nicht heitrahnen“, meinte der Greis. Als ihm darauf der Berichterstatter erwi- derie, daß sein, des Jubilars, Vater doch auch Offizier unter Napoleon I. gewesen sei, sagte Desmarests schel- misch: „Darum ist er auch nicht hün- dert alt geworden.“ Seine erste krie- gerische Erinnerung reicht zurück in das Jahr 1815; damals wurde Hü- ningen, seine Vaterstadt, an die Oester- reicher übergeben, und Desmarests erinnert sich noch deutlich des mit krie- gerischen Ehren erfolgten Ausmarsches der französischen Garnison, zu der auch sein Vater zählte.

Hundertjähriger Orden.

Ein originelles Jubiläum, dessen der Jubilar wohl selber selbst gewahr geworden ist, hätte in diesen Tagen der Oberpostmarschall des deutschen Kai- sers, Graf August zu Suleburg, be- gehen können. Er erhielt vom Fürsten Ferdinand mit dem Großkreuz des bulgarischen Verdienstordens mit Brillanten seinen 75. Orden. — Die klei- neren Denkmünzen und Medaillen nicht mitgerechnet. Es ist sehr bezeichnend dafür, welchen Charakter das Ordens- wesen allmählich angenommen hat, daß heutzutage die Hofbeamten be- ziehungsweise die in Hoffstellungen be- findlichen Offiziere vom Ordensragen weit mehr betroffen werden als die eigentlichen Diner des Staates. Man darf jedenfalls annehmen, daß der Graf Suleburg mit seinen 75 Deko- rationen in dieser Hinsicht für ganz Deutschland den Rekord aufgestellt hat. Neben ihm erscheint der Reichszan- ger Graf Bülow mit nur einigen 40 Ste- ren und Kreuzen wirklich arm, und er übertrifft auch einen preußischen Prin- zen, den Regenten Albrecht von Braunschweig, der seinen Rod gleich- falls nur mit 40 Ordenszeichen schmü- cken darf. Ja, es ist sogar wahrschei- nlich, daß der Kaiser selbst deren nicht so viele sein eigen nennt wie der oberste Leiter seiner Hofhaltung.

Sie merkt halt nichts!

Schwiegermutter: „Nein, muß das ein jüdelicher Ort sein, wo meine ar- men, armen Kinder hingezogen sind! Dreimal wollte ich sie schon besuchen — aber das erste Mal schrieb mir mein Schwiegersohn, daß die Wege nicht zu passiren seien; nachher ist der ganze Ort überschwemmt gewesen, und jetzt, wo ich ganz bestimmt hin will, — tritt eine ansteckende Krankheit dort auf!“

Ueberflüssig.

Mutter: „Nicht Du denn diesen Rod von Deinem Manne nicht?“ Tochter: „Ach wo, der Riß ist ja oben am Kragen, der wird durch den Bart verbedt!“

Reitlich.

(Beim Heiraths-Bermittler.) „Nun haben Sie eine Wahl getroffen, mein Herr?“ „Ja, — ich heirathe doch lieber meine Braut!“

Sein Schmerz.

A.: „Sie haben ja Trauer, wie ich sehe.“ B.: „Leider, meine Braut ist ge- storben.“

A.: „O weh, das ist aber ein her- ber Verlust!“ B.: „Ja — von 50,000 Dollars.“

Wasgebend.

Professor: „O Sie rüchichtslose Person! Auf die Manschetten hatte ich ein Gedicht niedergeschrieben und die Steden Sie, ohne mich zu fragen, in den Waschkessel!“

Hauswälderin: „Ach, Herr Profes- sor, regen Sie sich deswegen nicht auf! Das Gedicht wär' ja doch niemals ge- druckt worden... ich hab's gelesen!“

Eine Kutscher-Kur.

Erzählung von W. S. G.

Herr Kammergerichtsath Schedig war ein Mann in den besten Jahren, aber leider nicht von der besten Ge- sundheit. Obwohl der kleine Mann un- gemein sanft und harmlos war, so spielte bei ihm die Galle doch eine wich- tige Rolle. Der Herr Rath litt näm- lich an der Galle.

Zur Heilung dieses Uebels konsul- tirte er einen geschätzten Arzt, auf den er sein Vertrauen setzte, der jedoch ein solches Leiden natürlich auch nicht wegblasen konnte.

Der Sanitätsrath wohnte im Pots- damer Viertel und sein Patient im Innern Berlins, und so kam es denn, daß letzterer alle zwei Tage auf dem Spittelmarkt eine Drofsche nahm, um zu seinem Arzte hinauszufahren.

Herr Rath Schedig war, wie schon bemerkt, ein gemütlicher Mann, liebte es, sich in kleinen Gewohnheiten einzu- leben. So hatte er sich daran ge- wöhnt, jedesmal einen und denselben Kutscher mit dem Transport seiner wenig gewichtigen Persönlichkeit zu betrauen.

Der heitere, kräftige und dabei stets so freundliche und bescheidene Koffe- lenter hatte seinem Fahrgaste gefallen, und letzterer hatte es immer von neuem mit Behagen erfüllt, von einem so guten Menschen und Kutscher ge- fahren zu werden. Da das anhaltende Leiden des Herrn Raths sehr hart- näckiger Natur war, so hatte sich nun bei den häufigen Fahrten zu dem ihn behandelnden Arzte wirklich eine Art freundschaftlichen Verhältnisses zwi- schen den beiden Männern gebildet, doch ging der Kutscher dabei nie aus den Grenzen einer zurückhaltenden Be- scheidenheit heraus.

Auch heute, an einem regnerischen Tage, war Herr Schedig mit freund- licher Grube eingestiegen, nachdem er vom Kutscher in noch liebenswürdi- gerer Weise als sonst bewillkommnet worden war.

Flott und fröhlich ging die Fahrt dahin. Als der Wagen an den Thier- garten gelangte, der wegen des schlech- ten Wetters heute ganz menschenleer war, verwunderte sich der Herr Rath im Stillen, daß der Kenter des Wa- gens nicht wie sonst den Park entlang fuhr, sondern in eine der verlassenen Alleen desselben einbog.

Ehe er jedoch in seiner etwas zu- rückhaltenden Weise dazu kam, sich über den Grund dieser Variation Auskunst zu erbitten, hielt der Kut- scher an einer menschenleeren Stelle an und stieg vom Bod.

Erstaunt wollte sich Herr Schedig von seinem Sitze erheben, als der Kutscher plötzlich den Schlag aufriß und ihm mit einer ungemein rauhen und groben Stimmen entgegenbrüllte: „Nun, was soll's, Sie Lump, Sie mi- serabler! So einen gemeinen Spitz- büben habe ich doch noch nicht gesehen, wie Sie sind! Sie insamer Kerl! Sagen Sie noch ein Wort, so schlage ich Ihnen die Peitsche um die Ohren, daß Ihnen grün und blau vor den Augen wird.“

Eine Anzahl der härtesten Schimpf- wörter folgten dieser Drohung, und dabei hielt der Kutscher seinem bleich in die Rippen zurückstehenden Fahrga- ste den Peitschenstiel vor das Gesicht. Der schwindliche und nervöse Mann war zu Lode erschrocken und wagte erst nach einer Weile ein wenig aufzu- athmen, als der rabiate Kutscher von der Wagenhür zurücktrat.

Was wollte der rohe Mann eigent- lich? Beabsichtigte er einen Rauban- fall oder war er wahnsinnig gewor- den?

Nach einer Pause, während deren der bedauernswerthe Herr vor einem neuen Wuthausbruch des brutalen Menschen zitterte, wagte er es endlich, sich zu erheben, um den Wagen zu verlassen. In diesem Augenblicke trat jedoch der Kutscher mit seinem ge- wöhnlichen freundlichen Lächeln an ihn heran und sagte im ruhigsten Tone von der Welt: „Entschuldigen Sie, Herr Kammergerichtsath, daß ich Ihnen so gekommen bin! Ich habe nämlich gehört, daß bei Krankheiten oft ein tüchtiger Schred die Hilft. Weil Sie nun ein so guter und freundlicher Herr sind, habe ich es ein- mal versuchen wollen, Sie zu kuriren.“

Herr Schedig fachte sich, doch zit- terte er vor Schreden noch an allen Gliedern. „Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse?“ fragte der Kutscher sehr herz- lich.

„Nein, sehr böse bin ich Ihnen nicht“, sagte der Herr Kammergerichts- ath. „Aber, lieber Mann, es ist doch sehr fraglich, ob mir Ihr Mittel helfen wird. Fahren Sie mich aber nur trotzdem zum Herrn Sanitätsrath! Der versteht es doch vielleicht etwas besser, wenigstens ist er kein Freund von solchen — Kraftkuren.“

Unter Kollegen.

Häßliche Studentin: „Es ist wirk- lich arg, wie man in dieser Stadt be- lästigt wird, wenn man sich allein auf der Straße zeigt. Neulich lief so ein frecher Mensch eine ganze Stunde hin- ter mir her, und ich wußte absolut nicht, wie ich ihn loswerden sollte.“

Häßliche Studentin (unterbrechend): „Da hättest Du Dich ja nur umzudre- hen brauchen!“

Hausvaterne Kritik.

Sieht da neulich ein Schwarzwälder Bürgermeister, in seine Akten vertieft, am Rathsaustisch, als mir nichts dir nichts die Thür aufgeht und ein 13- jähriger Schulknabe, das Hütchen auf dem Kopf und den Schulranzen auf dem Rücken, hereinfolpert. „Dag, Bürgermeister“, „Na, was ist denn los?“ „Den Lehrer N. will ich ver- klagen.“ „Was Dir nicht einfällt! Und weshalb denn?“ „Er hat mir vorhin im Unterricht eine Ohrfeig' hin- geschlagen.“ „So, so, und die hast Du natürlich garnicht verdient gehabt?“ „Verdient schon, aber!“ „Was aber?“ „Im — Volksschul ist lehtenherbst gefanden, die Lehrer dürfen jetzt gar keine Ohrfeigen mehr austheilen, auch keine Schläge mehr auf den Sit, ein- zig noch auf die Händ.“ „Sag' doch einmal, kleiner Freund, hast Du da- heim vom Vater nicht auch schon Ohr- feigen bekommen?“ „Der sollt' sich einmal untersehen!“ „Ah so? Weist Du, um wegen Ueberbreitung des Zuchtigungsrechts gegen den Lehrer ge- hehlich vorgehen zu können, muß ich vor allem genau feststellen, wie hart die verabsolgte Dämzel gewesen ist. Zieh also gefälligst Dein Hütchen her- unter und tritt etwas näher zu mir, mein Sohn!“ (Geschieht, er versteht ihm eine gelinde Ohrfeige): „Ist die wirklich so stark gewesen?“ „D, aber viel stärker!“ (Sieht ihm eine beben- tend stärkere). „Also wohl so stark?“ „Um, noch etwas fester.“ (Haut ihm eine hinter die Ohren, daß ihm der Kopf brummt): „Immer noch stärker?“ „Nein Ihr wüthcher Chais, so fest aber doch nicht gar!“ „Ab mit Ge- heut. So schreib die Konstanzer Zei- tung. Auch wenn die Geschichte sich nicht genau so zugetragen haben sollte, wäre doch jedem Bürgermeister die Gesinnung seines Schwarzwälder Amtsbruders zu wünschen.“

Aus Mile's Indianerkamp- feit.

In der jüngsten Zeit hat man wie- der beträchtlich in der militärischen Vergangenheit des Generals Nelson A. Miles herumgestöbert, der, soweit Untel Sams Dienst in Betracht kommt, si eodem Altersgesetz zufolge auf seinen Lorbeeren ausruht. Seine vielbewegte Laufbahn enthält gar manche Episode, welche, wenigstens soweit er selber in Betracht kommt, denkwürdiger ist, als die oft erzählte mit Jeff Davis, dem gefangen genom- menen Confederations-Präsidenten. Nicht in der Bürgerkriegszeit, sondern während der nachmaligen Indianer- kämpfe hat er dem Tod am unmittel- barsten in's Auge gefaucht, und sehr wenig fehlte, so wäre er damals zur „großen Arme“ ohne Dienstpensio- n abgerückt! Es lohnt sich, den betref- fenden, wenig bekannten Vorfall nicht der Vergessenheit anheimzufallen zu las- sen.

Es war im Mai 1877. Miles hatte Monate mit der Unterjochung der ver- schiedenen westlichen Stämme ver- bracht. Aber noch ein Häuptling der Ebenen trotzte ihm; und das war der tapfere, aber auch höchst tüdische „Lam Deer.“

Eines Morgens bewegte sich Miles mit vier Schwadronen Kavallerie, sechs Compagnien Infanterie und au- ßerdem einem Gefolge von vielen „be- ruhigten“ Indianerhäuptlingen und Spähern nach dem Lager des „Lah- men Hirsches“, zu entschlossen zu ei- nem Haupttreue. Es lag noch ein weiter Weg vor ihm, und er brauchte nahezu zwei Tage, ihn zu bewältigen. Gegen 1 Uhr Morgens am zweiten Tage machte er einen Ueberfall auf das Indianerdorf. Vorher hatte er Befehl gegeben, möglichst viele Indianer lebendig gefangen zu nehmen, in der Hoffnung, auf solche Weise die übrigen zur Annahme von Friedens- bedingungen zu bringen. Ohne einen hitzigen Kampf, mit Tobten und Ver- wundeten auf beiden Seiten ging es indes nicht ab. Bei Tagesanbruch fand sich eine Indianerabtheilung, darunter der „Lahme Hirsch“ selbst, von allen Seiten umzingelt.

Auf ein Signal wurden alle feind- lichen Kundgebungen gegen die Um- zingelten eingestellt, und Miles ritt, mit dem Jutur „Haukaulota“ (was so viel wie Freund bedeutet) allein auf den Häuptling zu, ihm die Hand ent- gegenstreckend. Der Versuch war ge- wagt; denn der Häuptling hielt einen geladenen Carabiner in der Rechten, und seine Augen flammten von Troz und Wuth. Dennoch ließ er sich wi- derstrebend bewegen, die Freundschaftskundgebung zu erwidern und Miles' dargebotene Hand zu fassen, während jede seiner braunen Muskeln zuckte, und der Argwohn in ihm noch mächtig war. Indeß versprach der nächste Augenblick schon mehr, und be- reits sah es darnach aus, als ob die Feindseligkeiten wirklich ihr Ende er- reicht hätten.

Da erregte sich einer jener un- glücklichsten und nicht ganz erklärlchen Zwischenfälle, wie sie schon manchmal in der Weltgeschichte plötzlich einen solchen Moment verdrängen haben. Ein übereifriger Kavallerist, welcher soeben noch im Hintertreffen geflüchtet hatte und mit der größten Befürchtung den vollständig bemanneten Häuptling un- mittelbar vor dem Vorkühler sah, fand es gerathen, seine Pistole auf den Letzteren anzulegen, — für alle Fälle.

Das Ior in einiger Entfernung; aber der Lahme Hirsch bemerkte es mit sei- nem aderscharfen Blick sofort, — und glaubend, er und die Seinen sollten niedergeschossen werden, riß er blitz- schnell seine Hand los, und beinahe gleichzeitig feuerte er auch schon auf Miles, ohne auch nur seine Pistole an die Schulter zu haben! Und er feuerte mit großer Präcision unter solchen Umständen.

Miles aber hatte in dem verschwim- mend kurzen Moment zwischen der ersten feindseligen Bewegung des Häupt- lings und der thatsächlichen Abfeue- rung des Schusses sein Pferd ebenso rasch herumgerissen, und die für ihn bestimmte Kugel des Lahmen Hirsches durchdrang den Raum, welchen Miles Körper unmittelbar zuvor innegehabt hatte! Leider traf die Kugel, hart an Miles' Kopf vorbeifahrend, einen Ka- balleristen, der sich hinter ihm befand, und tödtete ihn augenblicklich.

Der Schuß war das Signal für eine Erneuerung des Angriffs, und nach wenigen Minuten lag das ganze Häuflein Indianer todt oder verwun- det auf der Prairie!

Sergius als Volksfreund.

Der ermordete Großfürst Sergius dürfte nicht immer so volksfeindlich ge- sinnt gewesen sein wie in letzter Zeit, wenn man sich an eine Episode aus seinem Leben erinnert, die seiner Zeit die Kunde durch alle Blätter machte. Als der Großfürst eben nach Moskau verlegt worden war, gefiel er sich da- rin, die dortigen Verhältnisse in der Rolle eines modernen Harun al Ras- schid zu studieren.

So war ihm von der Uebervorteilung des armen Volkes durch die Röder erzählt worden, und er be- schloß, sich darüber persönlich zu in- formiren. In verschiedenen Bäder- läden verfuhr er ein ärmlich gekleideter Muschit (Kleinbauer) frü einige Ko- pelen Brod zu kaufen. Nachdem er mehrmals abgewiesen worden war, da die Röder nur ganze Brode ver- kaufen wollten, betrat er demüthig auch den Laden eines berühmten Bä- chers und Grobianen und bat für seine paar Kopelen um ein Stück Brod. Der Röder rief ihm höhnend zu, er solle nur noch mehr Kopelen zusammen betteln, damit er ein gan- zes Brod erhalte. Als der arme Mus- chit weiter bot, ihm doch ein Stück Brod für seinen Hunger zu verkaufen, wurde der Röder grob und drohte, ihn hinauszuwerfen, und als eben der Revierpolizist vorüberging, rief er ihn an und beschwerte sich über den zu- dringlichen Muschit. Der betrunkene Polizist erfaßte willfährig den armen Bauern, mißhandelte ihn und suchte ihn zur Erde zu werfen. Wüthlich aber erhielt er von der Hand des bis- her so unterwürigen Muschit einen so nachdrücklichen Stoß, daß er ins Wanken kam. Dieser warf seinen Muschit-Mittel beiseite und stand nun vor dem bestürzten Grobianen als der wohlbekannte Statthalter Großfürst Sergius. Die Folge dieses Un- teners war die Absetzung des psich- tergeessenen Polizisten und die Schlie- sung verschiedener Bäderläden in Moskau. Damals flogen dem Groß- fürsten die Sympathien der Bevölke- rung von Herzen entgegen.

Out zurückgegeben!

Eine in Nagasaki erscheinende japa- nische Zeitschrift veröffentlichte eine amüsante diplomatische Anekdote, die sich vor Jahren im französischen Mini- sterium des Aeußern abgespielt hat. Die japanische Regierung hand damals mit Frankreich wegen Erschließung ei- niger japanischer Häfen in Verhand- lungen und erklärte sich zur Öffnung von drei Häfen bereit, falls Frankreich dagegen drei französische Häfen dem östlichen Inselreiche öffnen würde. Japan stellte dabei der Republik die Wahl dieser Häfen frei und befiel sich die Namhaftmachung der dafür von der französischen Regierung zu öffnen- den vor.

Als die japanische Gesandtschaft in Paris in dieser Angelegenheit beim Minister des Aeußeren vortrat, er- klärte dieser, daß Frankreich die Häfen Yokohama, Jeddo und Hang Yang wähle. Der Führer der Deputation verneigte sich lächelnd und erwiderte, er werde von seiner Regierung die auf die entsprechende Wahl von drei französi- schen Häfen bezüglichen Aufträge einholen.

Nach einigen Tagen fand eine neuer- liche Konferenz statt, in welcher der Chef der japanischen Mission erklärte, er sei von seiner Regierung beauftragt, folgende drei französische Häfen nam- haft zu machen: Havre, Marseille und Southampton. Des Ministers und sei- nes Stabes bemächtigte sich nach dieser Erklärung zuerst leise, dann laute Hei- terkeit, während die Japaner ihren dol- len Ernst beibehielten. Schließlich er- widerte der Minister, es sei ihm un- möglich, zu dieser Hafenauswahl seine Zu- stimmung zu geben, weil einer der Hä- fen, Southampton, nicht in das Län- dergebiet Frankreichs, sondern in jenes von England falle. Auch diese Mitthei- lung erschütterte nicht die eiserne Ruhe der Japaner, deren Chef erklärte, weil auch Frankreich einen nicht zum Län- dergebiet Japans gehörigen Hafen ge- wählt habe, Hang Yang sei nämlich t o r e a n i s c h.

Ihre Gehanten.

Eulalia (als bei einer Kahnpartie ein Badfisch in's Wasser fällt): „Em- pörend! Solch junges Ding deut auch schon an's Heirathen!“

Abfuhr.

Wirth (sich zubringend in das Ge- spräch zweier Gäste mischend): „Ja, ja, meine Herren, die Kunst ist tief ge- funten.“

Walter: „Stimmt! Bis in Ihreu Weinteller!“

Küchendienst.

Richter: „Wie kam es denn, daß Sie gleich zwei Schupfleute durchprü- gelten?“

Angelagter: „Für einen wären die Schläge wohl zu viel gewesen.“

Das Schredenskind.

Untel (auf den Uebriß-Kalender weisend, der für die Sonn- und Fest- tage rothgedruckte Zettel hat): „Weist Du auch, Fröhchen, was diese Tage bedeuten?“

Fröhchen: „Das sind die Tage, wo Papa von Mama den Haus Schlüssel bekommt.“

Vergleich.

Arzt: „Herr Bäuchel, Sie müssen mäßiger leben und sich viel Bewegung machen.“

Bäuchel: „Ja, sehen's, Herr Dok- tor, wenn i' ch, da muß i' trinken, und wenn i' trink', muß i' noch mehr essen. Nachher, wenn i' beides gethan hab', muß i' schlafen, und davon hab' i' meinen Wansi!“

Kindliche Auffassung.

Der kleine Fröh: „Untel, mach' mir doch mal einen recht schönen Matrosen-Anzug!“

Untel: „Wie soll ich denn dazu kommen, Junge, bin ich doch kein Klei- demacher?“

Der kleine Fröh: „Aber Du sagtest doch vorhin, als Du Stat pieltest, Du bist Schneider geworden?“

Stoßfeuer.

Soldat (der von seinem Schatz in der Speisekammer vor der Gnädigsten verstaubt wird): „Ach, wenn ich nur hier den ganzen Tag in Vergessenheit gerathen könnte!“

Klassische Köchin.

Junge Frau (nervös): „Aber, Min- na, ist denn der Pudding noch immer nicht fertig?“

Minna: „Pud-bing will Weile ha- ben!“

Unethische Furcht.

Rath (im Museum vor der Venus von Nib): „Sepp, da schau her, der Figur hab'n's die zwei Arme abg- schlag'n.“

Sepp: „Du, da geh'n ma weita, sonst meinen's, wir wär'n's gewesen.“

Lafanisch.

Stellejuchender Kommiss: „Mit fünfzig Mark monatlich, die Sie mir geben wollen, kann man keine großen Sprünge machen!“

Chef: „Zum Springen engagire ich Sie auch nicht!“

Doch auch.

Staatsanwalt: „Und ich bitte Sie zu berücksichtigen, daß der Mann vom Verbrechen lebt.“

Angelagter: „Aber das kommt doch nicht in Betracht, der Herr Staatsan- walt lebt doch von Verbrechen!“

Boshaft.

„Haben Sie meine Frau mit einem Moment-Apparat aufgenommen?“

„Nein!... Wie kommen Sie da- rauf?“

„Weil sie auf dem Bild den Mund zu hat!“

Kunstkniff.

„Wie großartig der erste Liebhaber heute den vergifteten Ritter spielte, wirklich lebenswahr!“

„Rechte Kunst, wo er mir heut' Nachmittag erst den Zwietschenbaum halb leer gefressen hat.“

Ein merkwürdiger „Blis“.

Frau (ein Manuskript auf dem Pult lesend): „Dieser Gedankenblitz ist Dir vorzüglich gelungen.“

Schriftsteller: „Ich hab' auch drei Tage darüber nachgedacht.“

Ein Kenner.

Wirth: „Nun, was sagen Sie zu dem Wein?... Nicht wahr, er macht sich?“

Gast: „Ne — ich glaube, Sie ma- chen ihn!“

Aufrichtig.

Schwiegersohn (zum Schwiegervater nach der Hochzeit): „Ich muß Sie bitten, mir den Rest der Mitgift che- stens flüssig zu machen, ich brauche es dringend... da hätte es eher mit der Frau nicht so geellt!“

Schlau.

Frau (als die Köchin für ein größeres Diner kocht): „Ja, warum ma- chen Sie denn bei der Kälte die Kü- chenfenster auf?“

Köchin: „Ach, gnädige Frau, der Wind geht jetzt gerade gegen die Ka- serne!“

Verplappert.

Gast (die Weintarte lesend): „Hö- ren Sie mal, Kenner, ich möchte gern eine Flasche jühen Wein trinken. Der ist ja aber so theuer, weshalb ist denn der herbe billiger?“

Kenner: „Ja, wir kriegen doch den Zuder auch nicht geicht!“